

Schüler finden, man halte sie zum Mäuscheln an. Will man gegen solche Widerstände mit Gewalt ankämpfen? Vielleicht gelänge es: die Schule hat ja sehr viel Macht. Aber sicherlich wäre der Erfolg im wesentlichen auf die Schulstube beschränkt.

So liegen die sprachlichen Verhältnisse wenigstens auf dem Teil des deutschen Sprachgebietes, welchen ich aus eigener Erfahrung näher kenne, und nach allem, was ich habe in Erfahrung bringen können, dürften sie auch im übrigen oberdeutschen und im mitteldeutschen Gebiet im wesentlichen dieselben sein. Vielleicht verhält es sich anders auf niederdeutschem Boden, wo die Schriftsprache von den ortsüblichen Mundarten viel weiter abweicht, so weit, daß ein unbewusstes Vermengen beider Sprachformen weniger leicht erfolgt und daher die Schriftsprache mit der Unbefangenheit gelernt und so unbeeinflusst von der eigentlich bodenständigen Sprechweise geübt wird, als ob es sich um eine fremde Sprache handelte. Es ist ja bekannt und ganz begreiflich, daß Beeinflussungen zwischen zwei Sprachformen desto leichter möglich und desto größer sind, je näher sie einander stehen. Ich halte es also für möglich, daß die oben aufgestellten Sätze für dieses Gebiet keine oder nur eingeschränkte Geltung haben und die Schule wirklich freie Bahn vor sich hätte, gerade so wie beim Unterricht im Französischen oder Englischen. Mögen Schulmänner ihre Erfahrungen in dieser Richtung mitteilen.

In den übrigen Teilen des deutschen Sprachgebietes bestehen aber die dargelegten Schwierigkeiten. Dazu kommt, daß, was in einer Landschaft auf den größten Widerstand stößt, in einer anderen gar keiner Unterweisung bedarf, weil es schon vorhanden ist: das Verschluss-g im Süden, das stimmhafte s auf niederdeutschem Boden. Somit erweist sich die Einführung einer allgemeinen Musterausprache für alle Schulen Deutschlands als unmöglich.

Aber innerhalb der Grenzen des Landschaftlichen bleibt noch genug zu thun übrig. Die gebildete Verkehrssprache ist ja keineswegs völlig einheitlich, sondern läuft durch viele Abstufungen nach oben und unten; an sie reiht sich die Vortragsprache, die sich dem Bühnendeutsch nähert. Man wird nun jedenfalls in der Schule auf den sorgfältigsten, gewähltesten Lautformen der Umgangssprache bestehen können und sollen und damit eine allzu landschaftliche Färbung der Rede zurückdrängen. Aber auch manche Züge der Vortragsprache werden zu fordern sein, da in der Schule der Sprachgebrauch zum Teil unter denselben Bedingungen steht wie beim Redner. Welche dies sind, hängt davon ab, ob das unbefangene Sprachgefühl des Schülers solche Eigentümlichkeiten ohne stärkeren Widerspruch hinnimmt, und das muß nach den einzelnen Landschaften entschieden werden. Immer wird der Lehrer auf das Bühnendeutsch als letztes fernes Ziel zu blicken haben, aber nicht den Ehrgeiz besitzen dürfen, dieses Ziel erreichen zu wollen: er darf sich nur in der Richtung darauf hin bewegen.

Im besonderen wird es sich empfehlen, nicht so sehr durch Ge- als durch Verbote zu wirken. Sollte man für jede Landschaft eine Reihe von Regeln aufstellen, wie zu sprechen ist, so wäre es schon an sich mißlich, daß hier geboten wird, was dort verpönt ist, und dann ergäbe sich die Gefahr, daß durch starres Festhalten an Vorschriften, die wie nur örtlichen so auch nur zeitlichen Wert haben können, die Schule zu der von selbst fortschreitenden Vereinheitlichung der Aussprache im Leben in Gegensatz treten könnte. Es ist ja denkbar, daß in Mitteldeutschland in der Zukunft einmal das Verschluss-g aus der Bühnensprache mindestens so weit durchsickert, daß es auch im Leben als das Feinere, Bornehmere erscheint und in der Schule durchaus nicht

mehr lächerlich klinge. Stellt man heute für diese Gebiete die Regel auf: man spreche g als Reibelaut, so wäre man dann in der unangenehmen Lage, diese Regel ändern zu müssen. Soht man dagegen die Vorschriften als Verbote, lehrt man die Schüler nur, was sie nicht sprechen sollen, so läßt man diejenigen Züge der landschaftlichen Verkehrssprache, die noch zu sehr feststehen, um bekämpft zu werden, völlig unberührt, ohne eine künftige Bekämpfung auszuschließen, und wendet sich nur gegen diejenigen, die schon heute zu beseitigen sind. Man schafft Regeln, die für immer gelten. Ändern sich im Laufe der Zeit die sprachlichen Verhältnisse, so können zu den bereits aufgestellten Verboten neue dazu kommen, welche eine weitere Annäherung an das Bühnendeutsch in sich schließen.

Innerhalb dieser Grenzen kann und soll meines Erachtens die Schule dazu beitragen, eine Vereinheitlichung der deutschen Aussprache anzubahnen, und ihre Leistung wäre keineswegs geringfügig. Es ist zu beachten, daß nach dem Gesagten nicht der mittlere Durchschnitt der landschaftlichen Redeweise, sondern ihre reinste, beste Form, noch gehoben durch Züge der Vortragsprache, gelehrt werden soll. Hat die Schule den gewünschten Erfolg, so wird das, was zunächst nur reinste, beste Form war, mittlerer Durchschnitt werden, und somit ein nicht unbedeutender Fortschritt sich vollziehen. Ich glaube, damit würde sich die Schule ein großes Verdienst erwerben, und ihre Vertreter könnten mit solchen Erfolgen zufrieden sein.

Es käme also jetzt darauf an, daß in den einzelnen deutschen Landschaften, die nach Maßgabe der Volksmundarten und der darauf beruhenden gebildeten Verkehrssprachen abzugrenzen wären, von Phonetikern und Schulmännern beraten würde, wie weit man sich in jedem Gebiet durch Verbote landschaftlicher Lautungen dem abstrakten Bühnendeutsch nähern kann. Besondere Schwierigkeiten würden sich bei Einhaltung der dargelegten Grundsätze wohl kaum ergeben. Wenigstens kann ich solche bei den mir aus persönlicher Erfahrung genauer bekannten Teilen des deutschen Sprachgebietes nicht wahrnehmen und wäre sofort bereit, mit Schulmännern über eine Regelung der innerösterreichischen Schulsprache in dem angegebenen Sinne zu beraten. Der Sprachverein würde sich meines Erachtens ein Verdienst erwerben, wenn er zu solchen Beratungen von berufener Seite anregte.

Wraz.

Prof. Karl Luid.

### Die Zukunft unseres Genitivs.

Die Leitung der Zeitschrift hat mir ein Büchlein zugesandt, das sich also betitelt: W. Wedekind, Sprachfehler oder Sprachentwicklung? Versuch einer historischen Grammatik der deutschen Sprache für gebildete Laien. 1. Bändchen: das Hauptwort in der Einzahl. (56 S. Kleinoktav). Weder der Umfang des Werkes noch seine Bedeutung würden eine ausführliche Besprechung rechtfertigen. Wenn ich es trotzdem zum Ausgangspunkt eingehenderer Erwägungen mache, so geschieht es, weil darin Anschauungen ausgesprochen sind, die auch anderwärts begegnen, Gedanken, die bei äußerlicher Betrachtung der Sprache sich leicht bilden können und manchem vielleicht als Ausbund der Weisheit erscheinen.\*)

\*) Die Schriftleitung ist dem Herrn Verfasser für seine Ausführungen sehr dankbar. Denn der wunderliche Heilige, der vor zwei Jahren den »Depefchensaal des Berliner Lokal-Anzeigers« nicht bloß verdammt, sondern das Urteil auch so schön begründete (Ztschr. 99, 29 f.), erfreut sich eines großen Anhangs. So hat sich

Gerne stelle ich Herrn Bedekind das Zeugnis aus, daß seine Gesinnung vortrefflich ist. Er versucht es, sich zu wirklich geschichtlicher Betrachtung zu erheben. Er will nicht nur die einzelne Erscheinung der Formenlehre geschichtlich begreifen, sondern die allgemeinen Gründe der Entwicklung verstehen und, gestützt auf seine Erkenntnisse, der Weisfager der Zukunft werden, wie das das gute Recht des Geschichtsforschers sein mag. Er ist dabei zu dem Ergebnis gelangt, daß das, was in der Gegenwart als Sprachfehler erscheine, doch unter Umständen die Grundlage späterer Sprachverfassung sei. Wenn der Verfasser meint, daß er damit eine neue Botschaft verkünde, daß dagegen die meisten Gelehrten noch dem Aberglauben von der guten alten Zeit huldigten, so ist das zwar ein starker Irrtum, aber gegenüber den Kapuzinerpredigten manches Sprachmeisters wäre es ganz wohl angebracht, immer aufs neue das Recht der Gegenwart und der Entwicklung zu betonen.

Aber die Besinnung »is man swack!« Wer das Unternehmen, an das sich Bedekind gewagt hat, zum gedeihlichen Ende führen will, der muß über eine ganz andere Kenntnis des Sprachlebens verfügen, als sie Bedekind zur Verfügung steht. Die Erkenntnis der allgemeinen Neigungen in einem Werdegang setzt eine zutreffende Beurteilung der einzelnen Tatsachen voraus, setzt z. B. voraus, daß man Altüberliefertes und Neuentstandenes richtig von einander scheidet. Aber schon hier gerät die Weisheit Bedekinds allenthalben in die Brüche, namentlich wo es sich um Vorgänge handelt, die älteren Zeiten unserer Sprache angehören. Wenigstens ein Beispiel sei als Beleg hier angeführt. Wo B. die Verwandtschaftsnamen auf -r bespricht, stellt er fest, daß hier die Kasusendungen abgeworfen seien, freilich »im Altdutschen ist sogar noch vereinzelt die Accusativendung erhalten geblieben in fateran.« Daß -an hier die alte aus dem Indogermanischen überkommene Endung -om (= gr. -ον, lat. -um) fortsetze, ist ganz unmöglich; es stünde im Widerspruch mit zweien unserer wichtigsten Gesetze, über den Abfall auslautender Konsonanten und Vokale. Die Sache hat vielmehr folgende Bewandnis. Die Form fateran ist nicht die regelmäßige Bildung des Accusativs von fater (= Vater); sie wird insbesondere niemals zur Bezeichnung des menschlichen Vaters angewandt, sondern nur da, wo es sich um den himmlischen Vater handelt. Sie vergleicht sich der Form gotan, das vorkommt als Accusativ von got. Beide Wörter haben diese Form von den Eigennamen übernommen (vgl. Ludowigan, Heinrichan u. dergl.); es liegt also eine Neubildung vor, die den Gleichklang der verschiedenen Kasus zerstört hat, während B. meint, daß die Entwicklung überall die Kasusendungen gleichzumachen sich bestrebe.

Von den Triebkräften des Sprachwandels hat nun B. sehr merkwürdige Vorstellungen. Er bringt ihn in Zusammenhang mit den großen Veränderungen in der Geschichte der Völker und mit der Eigenart ihres Wesens. Er meint z. B.: »mit dem Ausgang des Mittelalters, als auf allen Gebieten ein regeres Leben beginnt, da fängt auch die männliche Einzahl an, gegen den n-Genitiv zu protestieren«; »auch in dieser (der Sprache)

z. B. das Handbuch des Deutschen Radfahrerbundes nicht dazu verstanden, den Genitiv »des Gau« durchzuführen; neben dem richtigen »Tournebuch des Gau« 17 u. a. steht noch immer das »des Gau 7«, und ebenso führt sich allwöchentlich die Märkische Radfahrerzeitung bei ihren Lesern als »Amtliches Organ des Gau XX« ein. An beiden Stellen ist wohl auf Wandel zu hoffen. Aber Ungebildete könnten sich in dieser unnatürlichen Abstumpfung ihres Sprachgefühls durch den Schein Bedekindscher Gelehrsamkeit noch bestärken lassen. Darum mußte ihr von befugtester Seite entgegengetreten werden.

spiegelt sich die ganze Halbheit jener Periode«; »wenn wir nur den n-Genitiv wieder los werden, das traurige Gedenkzeichen an die frühere Zerrissenheit und innere Zerkahrenheit unseres ganzen Volksleben«; »mit der allgemeinen Reaktion auf allen Gebieten, wie sie ja besonders das 17. Jahrhundert kennzeichnet, werden jedoch alle diese Keime einer besseren Entwicklung allmählich wieder unterdrückt.« Das ist natürlich alles der bare Unfuss, schon um deswillen, weil die zeitlichen Zusammenstellungen auf einer völligen Verkennung des sprachlichen Lebens beruhen. Was sich in der Schriftsprache an Veränderungen vollzieht, ist größtenteils nur der Widerschein der Veränderungen, die in der wirklich lebendigen Mundart vor sich gegangen sind. Ihr Eintreten zeitlich genauer zu bestimmen, sind wir in den meisten Fällen nicht im Stande, weil wir eben ungetrübte Quellen der echten Mundart aus älteren Zeiten kaum besitzen. So viel aber können wir mit Sicherheit sagen, daß sie sich Jahrzehnte, ja vielleicht Jahrhunderte früher vollziehen, ehe sie in der Schriftsprache sichtbar werden, also jedenfalls mit den Ereignissen nicht zusammenfallen, die ihrem Auftreten in der Schriftsprache gleichzeitig sind.

Damit will ich nicht gesagt haben, daß das, was etwa Oskar Weise über »Beziehung der Sprache zur Volksart« vorbringt (Unsere Muttersprache S. 37), überall viel sinnvoller sei. Er hält es z. B. für möglich, das stärkere Hervortreten der Vokale in dem Vortschay einer Sprache als Zeugnis größeren Formensinns aufzufassen. Dazu steht in ergötlichem Gegensatz die Meinung Bedekinds, wonach die volltönenden Endvokale des Althochdeutschen »mit ihrem herauschenden Vollklang ganz dem Kraftgefühl der alten Germanen entsprachen, wie ja auch heute noch die rauschenden Bajuwaren die vollen Vokale bevorzugen.« Wer hat nun recht? Natürlich ist das eine ebenso unbegründet wie das andere: die mittelhochdeutsche Zeit, die den Befall der vollen Endvokale des Althochdeutschen gebracht hat, zeitigt in Sprache und Dichtung eine Entfaltung des Formensinns, wie sie kaum wieder erreicht worden ist. Und wenn die rauschenden Bayern so eine besondere Freude an den vollen Vokalen besaßen, warum haben sie denn ebenso gut wie die andern Stämme die vollen Endvokale abgeschwächt? Denn wenn B. von ihrer Bevorzugung der vollen Vokale spricht, so handelt es sich hier um die Vokale der Stammsilben (Buab, liab), nicht der Endsilben. Ferner: die einzige Gegend des deutschen Sprachgebiets, wo die alten vollen Endvokale noch in größerer Zahl bewahrt sind, ist der Südwesten der Schweiz, insbesondere die deutschen Dörfer am Monte Rosa: ist nun dort der Formensinn oder Kraftgefühl und Rausch in besonderem Maße zu Hause? Und endlich: jene Doppellaute des heutigen Bayerischen sind keineswegs ein bayrisches »Reservatrecht«, sondern eignen ebensowohl dem Österricher, dem Schwaben, dem Schweizer und sogar Teilen des Fränkischen.

Das Ziel, dem die Einzahl des Hauptworts in ihrer Entwicklung zustrebt, ist nach Bedekind die völlige Endungslosigkeit der einzelnen Kasus. Er sucht denn auch im einzelnen nachzuweisen, wie die Kasus sich immer ähnlicher werden; was dieser Ansicht widerspricht, wird als rückschrittlich bezeichnet; wie ein solcher Rückschritt zu erklären sei, wird nicht klargestellt. Bei diesen Betrachtungen ist Bedekind ein schwerer Irrtum begegnet. Es ist ja ganz richtig, daß die Kasus der Hauptworte im Laufe der Zeit einander ähnlicher geworden sind; es sind in vorgeschichtlicher Zeit Konsonanten, insbesondere s, und Vokale abgefallen, und es haben sich in geschichtlicher Zeit verschiedene volle Vokale in dem einen stummen e zusammengefunden. Aber aufs bestimmteste läßt sich behaupten, daß dabei nirgends — weder



bewußt noch unbewußt — die Sprache die Neigung gehabt hat, die Formen einander anzunähern. Warum auslautendes *s* im Weigermanischen verloren gegangen ist, warum z. B. dem gotischen *tags* deutsches *tag* entspricht, das wissen wir nicht; aber jedenfalls spielt dabei das Verhältnis der einen Form zu einer andern gar keine Rolle. Denn der Abfall geschieht auch bei solchen Wörtern, die völlig vereinzelt dastehen, wie bei den Adverbien (got. *batis* = deutsch *hat*, *baz*; *mins* = altdeutsch *min* weniger).

Daß der vorgezeichnete Verlust auslautender Vokale lediglich mit rhythmischen Neigungen zusammenhängt, zeigt der Umstand, daß völlig gleichartige Vorgänge sich auch im Innern des Wortes abspielen und daß sie von der Länge oder Kürze der Stammsilbe abhängig sind (vgl. Grundriß der deutschen Philologie<sup>2</sup>, I 424). Was endlich die Abschwächung der Endungen in geschichtlicher Zeit betrifft, so läßt auch sie in Adverbien sich nachweisen (z. B. ahd. *ano*, mhd. *âne*, unser *ohne*).

Trotzdem ist es ganz richtig, daß die Sprache danach trachtet, in ihrem Formenwesen an Stelle der Mannigfaltigkeit die Einfachheit zu setzen. Aber weit weniger — ganz will ich das keineswegs leugnen — innerhalb der verschiedenen Formen desselben Wortes, als in den gleichartigen Formen verschiedener Wörter. Für verschiedene grammatische Bezeichnungen auch abweichende Gestaltung anzuwenden, fällt der Sprache gar nicht schwer; wohl aber wird es ihr sauer, für den Ausdruck der nämlichen Bezeichnung, für den Accusativ, oder für den Genitiv, bald die, bald jene Endung anzuwenden, namentlich dann, wenn die verschiedenen Wörter in anderen Kasus ihrer Form nach übereinstimmen. Von diesem so überaus wichtigen Vorgang, der die verschiedenen Paradigmen immer wieder ausgleicht, hat B. keine Ahnung; gerade dadurch erklären sich die Erscheinungen, mit denen er als rückschrittlichen nichts anzufangen weiß. Wenn z. B. von *frido* im Ahd. der Genitiv *frido* lautet, im Mhd. *frides*, so hat hier das Muster der großen Masse von Genitiven auf *-es* ausgleichend gewirkt; es ist der Fortschritt erzielt worden, daß das Gedächtnis sich nicht mit den paar seltenen Formen ohne *s* belassen muß. Ebenso ist es ein Fortschritt, wenn die Völkernamen wie mhd. der *Swab* — die Swabe sich der großen Masse anschließen, die durch Wörter wie der *Frank* — die Franken, der *Preuße* — die Preußen vertreten wird.

Besonders eingehend hat B. den Genitiv der Einzahl auf *-es* betrachtet. Er bringt Beispiele bei, in denen dem Genitiv in älterer und neuerer Zeit die Endung bereits fehlt, schließt daraus auf baldiges Eintreten der gänzlichen Endungslosigkeit und schreibt nun als der Zungen Jüngster selber ganz fröhlich des Geschlecht, des Mittelalter, des Volksleben u. dergl. Hier sieht man nun so recht, was dabei herauskommt, wenn jemand ohne strenge Sichtung, ohne eigenes Urteil abschreibt, was andre zusammengetragen haben. Unsinn mittelhochdeutscher Schreiber, Irrtümer unserer Grammatiker, Druckfehler stehen einträchtig neben Fällen, wo das *s* nur scheinbar fehlt (mhd. des *chreutz*, des *pris*, des *hūs*), und wo die Genitivendung aus bestimmten syntaktischen Gründen nicht angewendet ist. Insbesondere möchte ich von Goethe den Vorwurf des endungslosen Genitivs abwehren. In irgend einer Ausgabe des *Wß* scheint im 5. Akt zu stehen: *meines Bruder Sicherheit*; aber die Weimarer Ausgabe (S. 167) weiß davon durchaus nichts; höchstens könnte es sich um den Hörfehler eines Schreibers handeln, der *s* vor *S* nicht richtig auffasste.\*)

\*) Der Liebenswürdigkeit von Herrn Prof. Suphan verdanke ich die Mitteilung, daß keine der im Goethearchiv befindlichen Ausgaben den Fehler kennt.

Wären aber auch alle Beispiele zutreffend, muß denn das Fehlen der Endung notwendig der Neigung des Gleichmachens entspringen? Könnte die Unsicherheit im Gebrauche der Form nicht einen andern Grund haben? Zu dieser Frage werden wir geführt durch die Wahrnehmung, daß, im Gegensatz zu Bedefinds Grundanschauung, in nicht wenigen Fällen das Neuhochdeutsche ein *s* des Genitivs kennt, wo es früher unmöglich war: so in den Genitiven der weiblichen Personenamen (*Mariens*, *Hedwigs*), in den Genitiven lateinischer Wörter mit der Nominativendung = *-um* (des *Centrums*, des *Imperiums*), in Bildungen wie *Mutters*, *Tantes* Geburtstag.

Es giebt in der That einen sehr gewichtigen Anlaß für sprachliche Unsicherheit. Wenn Papa Brangel und andere Kinder Niederdeutschlands zwischen mir und mich nicht unterscheiden können, so geschieht es, weil ihnen die Notwendigkeit einer Scheidung erst künstlich beigebracht werden mußte, weil die angekommene Mundart sie nicht kennt. Vielen Süddeutschen fällt es recht schwer, die einfache Vergangenheitsform und die Umschreibung mit *haben* oder *sein* (*ich kam*, *ich bin gekommen*) richtig zu verwenden, weil ihrer Mundart die erste der beiden Formen völlig fremd ist.

So ist denn auch in der Mundart der lebendige Gebrauch des Genitivs so gut wie völlig ausgestorben. Nicht etwa weil man ihn andern Kasus gleichmachen wollte. Sondern in einem Teil der Fälle liegt die Sache gerade umgekehrt: weil z. B. der Genitiv des Pronomens *es*, der ursprünglich *es* hieß, mit dem Nominativ und Accusativ rein lautlich zusammengefallen war, ging die Möglichkeit, diese Formen noch zu scheiden, verloren. In manchen Fällen hat das Streben nach Deutlichkeit den Ersatz herbeigeführt. Von diesen Vorgängen in der lebendigen Mundart hat nun Bedefind offenbar gar keine Ahnung. Die Sprache selber hat die Antwort auf die Frage gegeben, was das zukünftige Schicksal unseres Genitivs sein werde: nicht ‚das Haus meines Vater, der Fuß des Tisch‘ wird die Form späterer Zeiten sein, sondern: ‚meinem Vater sein Haus, der Fuß von dem Tisch.‘ Der endungslose Genitiv, wie ihn Bedefind will, würde nur eine Verhärfung des Gegensatzes zwischen Schriftsprache und Mundart sein; denn wo diese noch erstarrte Reste des Genitivs besitzt, hat sie eben das *s* festgehalten (z. B. ins drei *Deufels* Namen, bei *Müllers*, *meerschendeels*, was *Zeugs*). Daß aber im Laufe der Zeit die gesprochenen Formen in die Schrift eindringen werden, darf man mit Sicherheit voraussetzen, wenn man die gesamte Entwicklung der Schriftsprache überblickt, die starken Abstand von der lebendigen Rede auf die Dauer nicht ertragen kann und nicht aufrecht erhalten darf. Wann freilich unser Genitiv durch seine Ersatzformen verdrängt werden wird, vermag keine Weissagung zu ahnen, und es wäre frevelhaft, im Hinblick auf jene ferne Zukunft das heute Gebräuchliche durch eine That der Willkür zu beseitigen. Und die gleiche Verurteilung wegen schweren sprachlichen Verbrechens würde sich Bedefind zuschieben selbst dann, wenn seine Auffassung des sprachlichen Lebens unanfechtbar wäre, wenn wir in der That erwarten müßten, daß kommenden Geschlechtern das *s* des Genitivs verloren gehen werde.

Wo würde ein Ende sein, wenn wir dem einzelnen gestatten wollten, das, was er als zukünftiges Ergebnis der geschichtlichen Entwicklung oder als Forderung der Zweckmäßigkeit ansieht, nun sofort in den Gebrauch der Gegenwart überzuführen, die eben dann am leichtesten und besten ihre sprachlichen Aufgaben löst, wenn sie mit den hergebrachten Wirkungen arbeiten darf!

Gießen 21. Juli 1900.

D. Behaghel.